nicht verständigen. Ich habe das Pech, sehr wenig Religion zur haben — das interessirt mich nicht, reizt mich nicht. Es ist vielleicht ein Unglück, aber ich kann es nicht ändern. Und Einen um seinen Glauben zu hassen, zu schmähen, zu verfolgen, das schien mir ganz schändlich und abscheulich. So wurde immer gezankt; und besonders meine Frau, die gerecht und milde ist, ereiferte sich sehr. Nun sehen wir uns gar nicht mehr. Er ist ein ausgezeichneter Mensch und ein Schriftsteller von ungewöhnlicher Bedeutung, aber leidenschaftlich, ungerecht und ohne jedes Maß. Was er jetzt Alles über mich sagt! Gerade daß er eben noch mein Talent gelten läßt, aber er erzählt die schauerlichsten Dinge von meinem Geize und meiner unbändigen Sucht, Geld zu häufen ... Daß ich meinen Sohn, um mich zu bereichern, mit der kleinen Hugo*) verheiratet habe... als ob sich die Söhne so einfach verheiraten ließen... und ich bitte Sie: Was hat man denn von dem Gelde seiner Schwiegertochter? Aber so ist er. Ja — was wollte ich sagen? Damals war ich also ein heftiger Gegner der Antisemiten. Aber jetzt — ich kann nicht leugnen, daß ich mich jetzt bisweilen auf seltsamen Gedanken ertappe. Wenn man die großen Schwindeleien und Tripotagen sieht, und wenn man sieht, daß in allen schmutzigen Geschäften immer die Juden die erste Rolle spielen — ja, da wird es Einem schließlich schwer, sich einer gewissen Antipathie zu erwehren. Das hindert mich nicht, mit vielen Juden gute Freundschaft zu halten. Aber im Grunde meiner Seele bin ich ein bischen mißtrauisch geworden. Wenn der Antisemitismus siegen würde, wäre ich der Erste, gegen ihn zu protestiren ... weil ja das doch nicht geht und unsere ganze Cultur gefährden könnte. Aber so lange die Juden herrschen und alle großen Geschäfte und die ganze Politik führen, fühle ich mich so vaguement Antisemit. Sehen Sie zum Beispiel: Ich wohnte früher einmal place des Vosges in dem alten Hotel Richelieu. Das war auf dem ganzen Platze das einzige Haus, das noch nicht den Juden gehörte. Dagegen läßt sich ja nun eigentlich gar nichts sagen. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß gestehen: Mir gibt es ein unangenehmes Gefühl. Ich bin kein Specialist der Frage; ich unterscheide nicht viel zwischen portugiesischen und deutschen Juden, wie die Feinschmecker des Judaismus; ich verdamme natürlich die Hetze gegen die Juden; ich erkenne die Gefahren des Antisemitismus für die Ordnung und die Freiheit — aber ich würde lügen, wenn ich eine gewisse leichte unbestimmte Abneigung verhehlen wollte, die sich bisweilen in mir regt."

„Wie denkt man denn sonst in Ihren Kreisen über die Frage ... unter den Schriftstellern und Künstlern?"

„Ich glaube nicht, daß es da Antisemitismus gibt. Ich habe niemals eine Spur gefunden. Uebrigens ist da ein Urtheil sehr schwer — wie sollte sich das ausdrücken?"

„Ich meine zum Beispiel in der société des gens de lettres. Hat sich da schon irgend eine antisemitische Strömung gezeigt?"

„Nein, niemals — und das würde auch gar nichts beweisen. Die société des gens de lettres hat keine Bedeutung. Sie dürfen nicht glauben, weil Zola jetzt Präsident ist — der würde jetzt überall Präsident sein. Es gibt gar keinen Verein, dessen Präsident er nicht sein möchte: Feuerwehr, Hausmeister, Nachtwächter — seit er sich das neue akademische Gehirn zugelegt hat, ist ihm das ganz gleich. Il adore la présidence ... Aber nein, ich glaube nicht, daß es in unseren Kreisen Antisemitismus gibt. Einige von den „Jungen" haben das Treiben der jüdischen Welt geschildert, wie Lavedan im „Prince d'Aurec". Aber das habe ich schließlich schon zwölf Jahre früher gethan, in den „Rois en exil", die aus einem starken Gefühl von der Macht des Geldes geschaffen sind. Nur hat man mich damals ausgepfiffen und ausgezischt, weil sich sowohl die Juden wie die pschütten Aristokraten gegen das Stück empörten ... Und übrigens, ich bin auch gar kein Theatermensch."

„Sie schreiben jetzt ein neues Stück für die nächste Saison?"

„Ja, ich mache den nämlichen Stoff dramatisch und in einem Roman. Er heißt: „Le soutien de famille." Der Titel ist ironisch — eine Stütze der Familie, die sich um 11 Uhr das Frühstück ins Bett bringen läßt — so in dieser Weise. Der Roman wird sehr bitter und herb. Für die Bühne muß ich es natürlich ein bischen glätten und mildern, weil ja dort Alles immer sozusagen den Geschmack der Feerie haben soll."

*) Léon Daudet, der philosophische Dichter von „Germe et Poussière", ist mit Jeanne Hugo, der Enkelin Victor Hugo's vermählt.

Politische Weltconcurrenz.

Wien, 15. Juli.

Der größte deutsche Historiker und der größte deutsche Staatsmann haben Beide die Ansicht ausgesprochen, daß die Orientfrage nicht so sehr in Constantinopel, Bukarest, Belgrad oder Cairo ihren Sitz habe, als in London und Petersburg, in Paris und Wien. Der Antagonismus der Großmächte sei es, der seinen localen Ausdruck, seine locale Erscheinungsform im Osten fände und dort die Conflicte hervorrufe, die dann freilich den ganzen Welttheil in Bewegung setzten. Sicher ist, daß zu allen Zeiten der augenblickliche Gegensatz, in dem sich europäische Großmächte gerade befanden, seinen Nachhall in den fernsten Welttheilen fand, und daß sich weiße und rothe und gelbe und schwarze Menschen innerhalb der Wendekreise oder in den dunklen Wäldern Canadas gegenseitig scalpirten oder die Hälse abschnitten, weil sich England und Frankreich oder Spanien nicht mit einander in Europa vertragen. Der berühmte, zum „geflügelten Wort" gewordene Ausspruch Voltaire's vom „se battre pour le roi de Prusse" entstammt ja solchem Umstande. Der Weise von Ferney fand es unsagbar traurig und kläglich, daß Dakotas und Schwarzfüßler sich an den großen Seen Nordamerikas als Hilfstruppen der Engländer und Franzosen schlugen, damit der König von Preußen Schlesien behalten könne oder es wieder hergeben müsse.

Der anglo-französische Gegensatz scheint augenblicklich wieder eine ziemliche Intensität erreicht zu haben. Trennt die Concurrenz in Afrika und Asien die beiden Westmächte von einander in Europa? Oder führt der europäische Gegensatz dazu, daß die Concurrenz in Afrika und Asien sich so scharf zuspitzt? Letzteres ist jetzt unzweifelhaft der Fall. An zwei Punkten kreuzen sich die englische und die französische Action momentan ungemein scharf. In Egypten und mehr noch in Constantinopel sieht man förmlich, wie die englische und die französische Diplomatie gegen einander arbeiten. Herr Develle scheint den Augenblick für gekommen zu halten, in dem man England aus Egypten hinausdiplomatisiren und hinausmanövriren kann, und seit Abbas Pascha nach Constantinopel gegangen ist, vergeht kein Tag, an dem die Frage der Räumung des Nillandes nicht in irgend einer Form aufgeworfen wird. So lange Lord Salisbury am Ruder war, wußte man, daß sich nichts erreichen lassen würde; Mr. Gladstone und Lord Rosebery sind aus weicherem Stoff gemacht, und man drückt deßhalb auch ganz ausgiebig auf sie. Vor Allem scheint man um jeden Preis den englischen Ministerresidenten in Cairo Lord Cromer (besser bekannt unter seinem früheren Namen Sir Evelyn Baring) beseitigen zu wollen, der allerdings dem Khedive gegenüber die Eisenfaust und nicht immer im Sammthandschuh gezeigt hat. Würde man ihn los, so ließe sich — so calculirt man offenbar — durch Einwirkung auf einen minder energischen Nachfolger vielleicht eher ein Ergebniß erzielen.

Zur egyptischen Frage ist aber noch — sozusagen über Nacht — die siamesische dazu gekommen. In London hat man gewiß keine Lust, ruhig zuzusehen, wenn Frankreich, das sich nach und nach von kleinen Anfängen ausgehend ganz Anam und seine Dependenzen thatsächlich unterworfen hat, auch Siam unter seinen Einfluß bringen und dadurch zur präponderirenden Macht in Hinterindien werden sollte. Lord Dufferin, der als Vicekönig von Indien seinerzeit Birma, das westlichste Königreich auf der hinterindischen Halbinsel, den indischen Besitzungen einverleibt hat, Lord Dufferin hat Paris mit Urlaub verlassen, und die heute einlaufenden englischen Blätter melden, daß sein Urlaub „verlängert" worden sei. Andererseits ist der französische Botschafterposten in London schon seit geraumer Zeit verwaist, das Hotel in Albert-Gate, wo Talleyrand, Guizot, Broglie, Jarnac und zuletzt Herr Waddington residirt haben, steht verlassen, denn Herr Decrais ist noch immer nicht officiell für London ernannt. Alles deutet auf gespannte Beziehungen zwischen Downingstreet und dem Quai d'Orsay. Es wird gewiß zwischen den beiden Westmächten nicht zum Kriege kommen, aber schon unfreundliche Beziehungen zwischen denselben sind ein Ereigniß, das man überall nachfühlen wird. Indem es sich schroff gegen England stellt, leistet Frankreich der Tripelallianz den größten Dienst, den zu leisten in seiner Macht steht, es zwingt die englische Politik, sich enger an die Dreibundsmächte anzuschließen. Die Absicht des Herrn Develle ist das gewiß nicht, aber der derzeitige Minister des Aeußern der dritten Republik folgt nur dem Muster seiner Vorgänger, wenn er ungeschickte Politik macht — denn seit Ferry über die Tongking-Affaire stolperte und fiel, um nicht mehr aufzustehen, haben zwar fast ein Dutzend verschiedene Minister das französische Ministerium des Aeußern geleitet, aber Staatsmann war keiner darunter. Man kann eben an der Stelle von Richelieu oder Talleyrand sitzen, ohne deßwegen das Zeug in sich zu haben, sie zu ersetzen.

Eine preisgegebene Industrie.

VI.*)

Wien, 15. Juli.

Drahtnachrichten aus dem nordwestlichen Böhmen melden den seit Monaten ersehnten Eintritt einer Regen verkündenden Witterung. Wollte Gott, daß sich die Hoffnung bewahrheite und die durch die eingetretene Dürre so arg bedrängte Bevölkerung eine Erleichterung ihrer traurigen Lage erfahre. Es zeigt sich da ein merkwürdiges Widerspiel in den Kräften der Natur. Im Schoße der Erde wühlen die mächtigen Wassergewalten, gefährliche, ungeheure Mengen des nassen Elementes; oberhalb der Erde dagegen dürsten die Aecker, von der Gluthhitze zerrissen und zerborsten, nach endlicher erlösender Befeuchtung. Noth und Drangsal in Folge des Mangels an Wasser auf der Erde und wieder Noth und Plage wegen des Ueberflusses an Wasser innerhalb des Erdschoßes.

Auch in anderer Hinsicht ließen sich günstige Resultate von dem Umschwunge der Witterung erwarten. Wenn die menschlichen Wohnräume von wohliger Kühle durchweht werden, dann läßt sich's nicht nur physisch, sondern auch geistig munter arbeiten. Viel, sehr viel hängt aber für die baldige Lösung der strittigen Frage davon ab, daß der Vertreter der Quellen-Interessenten, Herr Dr. Stradal, arbeitslustig und arbeitsfreudig an dem Friedenselaborate schaffe. Wird hingegen lähmende Hitze diese Arbeitsfreudigkeit erschweren, wird sich die Ausarbeitung des Friedensinstruments ungebührlich in die Länge ziehen, gewinnt es den Anschein, als ob die Friedensunterhandlungen versumpfen sollten — mit kurzen Worten: zeigt es sich nicht in den allernächsten Tagen, daß Verschleppungsabsichten ausgeschlossen sind: dann ist es mit dem durch den ganzen Blätterwald rauschenden Friedensgesäusel wieder nichts! Die guten Absichten der Kohlenindustriellen erführen in solchem Falle bitteren Hohn, und, wie wir die Stimmung zu kennen meinen, würde die Fehde mit nur noch größerer Gewalt als bisher neuerlich entfesselt werden. Schade, jammerschade wäre es, wenn aus einer Summe persönlicher Interessen die materiellen Schäden, welche dem nordwestböhmischen Kohlenbezirke bereits zugefügt wurden, nun auch noch zu einer Verbitterung und einer Zersetzung der bürgerlichen Kreise selbst führen sollten. Eine solche Zersetzung aber, der auch ein gewisses Maß politischer Consequenzen nicht abzusprechen wäre, ist unausbleiblich, wenn der Frieden nicht ehestens geschlossen wird. Schon ist es nicht mehr der Dux-Ossegger Bezirk allein, dessen Bevölkerung heftig erregt ist, auch die Bürgerschaft des Brüxer Revieres ist aufgebracht. Sie bekundet einen offenen Blick und sieht weiter, als einige Persönlichkeiten, die da meinen, weil sie augenblicklich einen leichteren und stärkeren Absatz ihrer Kohle bewerkstelligen können, bekümmere es sie nicht, daß das Nachbarhaus brennt. Die Gewerbe-

*) Die früheren Artikel waren in den Nummern 7716, 7719, 7726, 7728 und 7733 der „Deutschen Zeitung" enthalten.

---

pommerisch betragen möchte! Aber ein wienerischer Wiener kann in Wien nichts gelten. Sie verachten, wenn Einer „nicht weit her ist". Und das mag er, mit der flachen, breiten, glatten Krämpe des fiakerischen Hutes, mit den vertraulichen, bequemen und Schließmann'schen Gesten, mit der reichen, derben Freiheit der saloppen, bummeligen, ungekämmten Rede — das mag er justament nicht verhehlen.

Das ist es, was sie entrüstet: seine besondere Natur in den wienerischen Formen. Das schwellt ihnen seine Fehler und löscht an ihm jedes Verdienst, wie immer er mit redlichen Erfolgen strebe. Das meinen sie und wollen sie treffen. Sie meinen die Person, wenn sie die Sache schlagen. Sie meinen seine Art, nicht seine Werke. Und darum ist es nicht ehrlich, was sie sagen.

Aber sie sagen es auch nicht wirksam. Es wirkt nicht, weil es nur wild und ungestüm aus ihrem Aerger wuchert, ohne zu zielen. Es kann nichts, weil es selber nichts will. Was soll denn überhaupt das ganze Geschrei? Ist es ein helfender Tadel, der rathen, bessern, bekehren will? Aber das würde ja doch vielmehr dem Gehaßten nur nützen. Oder wollen sie ihn blos quälen, kränken, verdrießen? Aber das ist doch schließlich auf die Dauer kein Beruf. Oder wollen sie ihn stürzen? Aber [illegible] müßten sie doch erst einen anderen wissen. Dann freilich könnten sie wirken. Dann dürften sie ihn als einen schlechten Director beweisen, wenn sie einen besseren wüßten.

Sie wissen keinen. Es gibt keinen. Es sind, wie man auch suchen, forschen, spüren mag, nur zwei, die man an seiner Stelle heute denken könnte. Der eine will nicht, der andere kann nicht. Der nicht will, durch keine Bitte zu beugen, und es beharrlich verweigert, ist Ludwig Speidel. Der nicht kann, weil sein Gewinn der Verlust einer unvergleichlichen, unersetzlichen und unentbehrlichen Künstlerin wäre, ist der Freiherr v. Berger.

Also — wozu der Lärm? Mag er auch selbst der schlechteste Director sein, er bleibt doch, bis man einen anderen findet, der beste. Aber von diesem ist nirgends ein Zeichen, ist keine Spur.

Hermann Bahr.

Das Kind des Glückes.

In tausendfarbigen Strählchen spielt die blonde, blühende Sonne in schmeichelndem Lichtgeglitzer ums helle Haar, den Nacken herab, umsäumt die Arme und küßt den Säugling an der Mutter Brust. Sie lehnt im Stuhle am Fenster und schläft.

Es gleitet die hohe Gestalt zu ihr, die mit heißen, großen Augen aufs kleine Leben blickt, mit heißen Augen, die wie die sehnenden Träume der Jugend sind. Um den Nacken der Mutter schlingt sie die Arme, wie blasse, weiche Asphodellen, es gleiten die Finger, weiß wie Schlehenblühe, übers Haupt des Kindes, schmeichelnd und lind. Es nickt das Märchenwesen mit dem marmornen Antlitz, dem violendunklen Haar, in dem die blutigrothen Rosen träumen. Sie neigt sich in grünen, schimmernden Gewändern und flüstert: „Ich bin das Glück."

„Weile," fleht die Mutter zum nie geschauten, längstgekannten Wesen, das sie neben sich gefühlt hat im ersten Kuß, in den heiligen Schauern der Liebe, als sie nach schwerer Leidensnacht das jammernde junge Sein geküßt, mit zuckenden Lippen, zum erstenmale geküßt hat.

„Weile," fleht sie, „weile bei ihm, dem Bedürftigen! Behüte ihn!"

„Es kostet deinen Schmuck und dein Geschmeide!"

„Nimm es!"

„Es kostet den Frieden des Lebens!"

„Nimm ihn!"

„Es kostet das Blut deines Herzens!"

„Nimm es, nimm!"

„Ich weiche nicht von ihm, um das Blut deines Herzens!"

„Nimm mein Blut, nimm Alles, Alles, daß nur er glücklich sei!"

Und es bohrt, wie ein Dolch, der schmale Finger des Glücks sich in den tiefsten Grund des Mutterherzens und holt den letzten geheimen Tropfen, die schwarzrothe Perle: „Es wird ein Kind des Glücks."

Im Nebel zerrinnt die Gestalt. Die Mutter erwacht. Ein leiser Schmerz glüht am Herzen, im Busen — von den Lippen des Kindes.

Es wächst und erblüht das kleine Wesen zu Größe und Schöne. Auf der apollischen Stirn liegt die Ruhe der irdischen Gottheit. Das helle Auge blickt in die scheuen Tiefen der Dinge, in die Weiten des Seins, die kein anderes Menschenauge erschaut. Von den gluthenden Lippen fließen die Worte der Schönheit, wie sie edler nie geklungen. Das Glück umgibt ihn auf allen Wegen, das freie Talent, das die Herzen zwingt. Es bannt die Geister in Bewunderung für den Dreißigjährigen, und süße Lippen, blendende Nacken beugen sich ihm. Er saugt das Leben in vollen Zügen und wechselt es in bunte, helle Blumen der Dichtung, daß sein Name erglänzt in die Ferne, ein Strahlenbündel von Glück und Glanz: Maupassant.

Es lebt die Mutter ein zweites Leben in seinem Glück, ferne von ihm, seit dem Tag, wo er vom zarten Gefäß der Kindesliebe zum stürmischen Jüngling geworden, da ihr das Leben, die Kunst neidisch umfing. Einsam ist sie, und sie sieht ihn wandeln; hoch über der grauen Menschheit, durch goldige Gefilde; in dädalischem Flug zur Sonne hin; weiter, weiter, daß er ihr schwindet. Sie kann ihn nicht fassen, nicht mehr fühlen; er ist wie ein fernes, glänzendes Licht in ihrem leeren Herzen; er wird ihr zur Gottheit: sie betet zu ihm.

Und plötzlich, in seligen Freuden, ein geller Schrei. Ein jäher Fall. Die dumpfe Nacht. Der Wahnsinn. Wahnsinn über ihr Kind. Das ist das Glück?!

Stöhnend windet und klagend sich die Mutter im Schmerz. Sie sieht ihr Kind, das Kind des Glücks, das mit klappernder, dürrer Stimme zu ihr spricht: „Du bist die kleine, niedliche Phryne. Küssen kannst du... so hübsch... du hast mich dem Freund verrathen ... Und doch, siehst du, du bist das beinerne Nichts, du bist das Weib... Weib... Weib... das mich gequält... beglückt... das vermodert... ich aber lebe, immer, ewig! Du sagst, die Mutter bist du! Ich habe nur eine, die ich kenne. Im violenschwarzen Haar trägt sie die blutigrothen Rosen; sie hat mich geküßt... vor Jahrhunderten... mit kalten, blassen Lippen. Grüne Ge-